



# WILLIBALDS KARMA

---

Willibald überquerte gerade den Kiesweg, der ihn noch von seiner Behausung trennte. Er hatte im nahe liegenden Wiesengrund frische Kräuter gezupft, Spitzwegerich, etwas wilden Thymian und Kamille. Er wollte seine Frau damit überraschen, sie liebte den Geschmack dieser Pflanzen, außerdem war sie gerade leicht hermaphroditisch veranlagt und Willibald wollte ihr zeigen, dass er für sie da war. Daher hatte er sich schon am Vorabend diese kleine Aufmerksamkeit ausgedacht. Und deshalb war er in aller Herrgottsfrühe aus seinem Unterschlupf gekrochen — trotz starken Regens. Aber Willibald liebte Regen.

Er hatte seine Frau als Zaungast beim Leichenschmaus seines Onkels kennengelernt und sich in sie verliebt. Kein Wunder, sie war jung und hübsch, und wie er gerade erst geschlechtsreif. Es scherte sie auch nicht, dass er kein Haus hatte. Noch beim Festmahl — einen Anstandsabstand zu den Gästen lassend — paarten sie sich und der erste Nachwuchs stellte sich bald ein.

So machen es eben Schnecken — man lernt sich kennen und wenn es passt, paart man sich und wenn nicht, geht jeder seiner Wege oder macht es mit sich selbst. Und wenn man sich nicht mag, frisst man den anderen einfach auf.

Willibald war trotzdem zufrieden mit seinem Schicksal. Er war nur ein Schleimfüßler, genauer gesagt eine rotbraune, unansehnliche, spanische Wegschnecke, die rangniedrigste aller Schnecken. Er war unbedeutend, aber in gewisser Weise passte sein Karma zu ihm: Denn er war tatsächlich auf dem Weg, auf einem Weg der Erkenntnis. Er hatte in seinem früheren Leben beispiellose Verbrechen begangen und zur Strafe war er als Schnecke wieder-geboren worden. Das war nachvollziehbar.

Willibald war in seinem früheren Leben Finanzbeamter gewesen, zu seinem Besitz zählte er Frau und Garten. Davon bedeutete ihm aber wirklich nur der Garten etwas und dort verbrachte er jede freie Minute. Er umhegte und umsorgte Hunderte von Salat- und Kohlköpfen, Sellerie- und Zuchinipflanzen, er übergoss sie mit der ganzen bescheidenen Liebe, zu der er fähig war. Nach seiner Pensionierung kaufte er weitere Anbauflächen und erwirtschaftete einen kleinen Gewinn. Aber dieser Gewinn wurde im wahrsten Sinn des Wortes aufgezehrt — von einem zehn Zentimeter langen, rotbraunen Wesen: der spanischen Wegschnecke. Nicht von einer, sondern von Tausenden, die sich gegen ihn verschworen hatten. Eine Horde bössartiger Fresskoblde ergötzte sich daran, ihn in den Wahnsinn zu treiben.

Wenn Willibald an diese Ungeheuer dachte, machte sein Magen eine Rolle rückwärts, Brechreiz stellte sich ein. Seine Ohnmacht machte ihn wütend. Er hatte einschlägige Literatur zu dem Thema Schneckengenozid

gewälzt. Er hatte mit Fallen und Zäunen, Chemie und Alkohol, Magnetismus und Hochspannung experimentiert. In seiner Verzweiflung hatte er sogar einen mexikanischen Schneckenbeschwörer konsultiert und ihm Unsummen in den Rachen geworfen. Aber nichts hatte geholfen. Jedes Jahr rückte eine neue schleimig braune Armada an, er hörte regelrecht die schmatzenden Schlachtrufe ihrer Krieger.

Aber Willibald gab nicht auf, es war eine Frage der Ehre. Er schaute unter jedes Blatt, grub Gänge und Höhlen, um an ihre unterirdischen Behausungen zu gelangen. Für jede gefasste Schnecke überlegte er eine neue Gräueltat: Er spießte sie auf oder zerquetschte sie, teilte sie längs oder quer, schraffierte oder zerstückelte sie. In den langen kalten Wintermonaten bastelte er kleine Guillotinen und elektrische Stühlchen, die im Frühjahr ihre gnadenlose Arbeit verrichteten. Einmal formte er Musiknoten aus Schnecken-torsi und legte sie auf seinem Rasen aus. Er entschied sich für den Anfang von Beethovens Schicksalssymphonie.

Die Biester rächten sich auf ihre Weise: nachts — im Traum. Dort marschierten Millionen rotbrauner Soldatenschnecken — übergroß und wie ein Fass Lebertran stinkend. Sie schlugen Trommeln aus Eicheln, trugen Fahnen aus Salatblättern und kesselten ihn ein, immer enger zog sich der Kreis und drohten Willibald zu ersticken. Kurz bevor sie ihn erdrückten, schrie er laut auf und erwachte dann schweißgebadet. Das ging viele Male, bis er eines Nachts seine Frau Ursula für eine der angreifenden Schnecken hielt. Er schlug blindwütig auf sie ein.

Ursula packte noch in dieser Nacht die Koffer, nahm zwei Veilchen und drei Blutergüsse mit.

Willibald flehte sie an zu bleiben, aber sie ging und blieb für immer verschwunden. Von da an konnte Willibald überhaupt nicht mehr schlafen und organisierte einen systematischen Vernichtungsschlag gegen die Bestien, die an allem schuld waren. Er verfolgte sie, wo er sie kriegen konnte.

Er kletterte nachts in Schrebergärten, durchkämmte Wiesengründe und Friedhöfe. Füllte ganze Eimer und verbrannte die Biester am Ende seiner Streifzüge. Tagelang war er unterwegs, wurde wegen Hausfriedensbruch gefasst und verurteilt. Aber Willibald floh aus der Untersuchungshaft und baute im Wald ein Lager und wohnte dort. Er brauchte nicht viel zum Leben: einen Eimer und ein Feuerzeug.

Sein Tagesziel waren drei Kilo Schnecken, er übergab sie abends vor Freude tanzend den Flammen. Aber oft war es zu trocken oder zu warm, und er bekam kaum eine dieser verfluchten Kreaturen zu Gesicht. Dann heulte er wie ein Schlosshund und keine Menschenseele hätte ihn wieder erkannt. Er sah aus wie eine Mischung aus Rübezahl und Catweazle.

Sein Hauptjagdgebiet waren Straßen. Dort lagen die Viecher bei Regen reihenweise herum und wärmten ihre elenden Körper. Willibald schlich nachts mit einer Kerze herum und sammelte sie auf. Das war einfach und Willibald ergriff ein freudiger Schauder. Da sah er auch das Auto nicht, das hinter einer Kurve hervorgeschossen kam. Es presste Willibald samt Eimer und Schnecken in den Asphalt — nahezu fugenlos. Willibald war platt wie eine Flunder und hatte auch auf einmal keinen Mund mehr, um zu schreien.

Drei Tage später wurde er anonym eingeäschert, eine 3D-Rekonstruktion hätte niemand bezahlt, und so wie er

war, hatte ihn niemand erkannt oder erkennen wollen.

Willibald hatte inzwischen auch ganz andere Probleme, er brauchte einen neuen Körper und endlich fand ein drittklassiger Lebensbeauftragter etwas Zeit für ihn — alle anderen hatten gerade Mittagspause. Der wies ihm einen freien Platz im Reich der Schnecken zu. Auf Bewährung und mit der Auflage über sein früheres Leben nachzudenken.

Das tat Willibald und kam zu dem Schluss, dass seine Versetzung zu seinem ehemaligen Intimfeind eine kluge Entscheidung war: Er wollte eine Lehre aus seinen früheren Untaten zu ziehen. Und diese Lehre war: Achte jedes Geschöpf auf Erden, unabhängig von seiner Hautfarbe oder Religionszugehörigkeit. Und deswegen war er zufrieden mit seinem Los.

Er achtete auf eine vegetarische Ernährungsweise. Wenn seine Mitschnecken eine Milbe oder Laus verdrückten, missfiel ihm das, aber er tadelte sie nicht. Er wollte Vorbild sein ohne moralischen Zeigefinger. Die meisten seiner Artgenossen waren unwissende Emporkömmlinge, sie hatten es eben vom Wurm zur Schnecke gebracht und hätten einen Hinweis gar nicht verstanden.

Des Weiteren lebte er streng monogam und sorgte sich rührend um seine Frau. Das hatte er im früheren Leben versäumt und wollte es nun nachholen. Deshalb war er in aller Herrgottsfrühe losgegangen, um Kräuter (Spitzwegerich, wilden Thymian und Kamille) für sie zu sammeln. Um ihr zu zeigen, dass er sie liebte und für sie da war.

Ein kleines Mädchen von anderthalb Jahren rannte ebenfalls den Weg entlang, auf dem Willibald gerade nach Hause kroch. Das Kind war noch unsicher, sie trat auf Willibald und rutschte aus. Sie fiel mit dem Gesicht

in eine Glasscherbe und blutete wie verrückt.

Willibald hingegen blieb erst die Luft weg, dann platzten seine Gedärme und drückten sich in das Profil des Kinderschuhs.

Willibald saß auf einer Anklagebank und drehte hilflos seine Fühler. Der vorsitzende Richter — ein breitbrüstiger Molluske mit blutunterlaufenen Augen — hatte ihm gleich zu Anfang zu verstehen gegeben, dass ihn sein Fall langweile und er nicht viel Zeit habe. Auch die Geschworenen, allesamt ehrwürdige Vertreter von Urmündern und Gastropoden, waren übermüdet und abwesend. Einer lauschte einer Fußballübertragung zwischen Kakerlaken und dem 1. FC Nürnberg — die Kakerlaken führten zehn zu null.

Im Nu war der Prozess vorbei, Willibald war gar nicht zu Wort gekommen und der Richter hatte eben zur Urteilsfindung den Raum verlassen. Willibald wartete bereits geschlagene fünf Minuten.

Er hatte kein gutes Gefühl wegen des Kindes, noch während des Prozesses wurde dem Gericht von einem Sachverständigen mitgeteilt, dass es infolge des Sturzes auf einem Auge erblindet war.

Da wälzte sich der Richter wieder in den Gerichtssaal, alle Anwesenden streckten als Zeichen der Hochachtung die Fühler steif nach oben.

„Zur Last gelegt werden dem Angeklagten schwere Körperverletzung an einem unschuldigen Kleinstlebewesen der Gattung Zweifüßler sowie artfremdes Verhalten durch streng monogame Lebensweise. Außerdem sittenwidriges Verhalten in mehr als 1000 Fällen.“ Es folgte eine Liste seiner Vergehen, Willibald schwirrte der Kopf. Dass er an keinem einzigen Leichenschmaus aktiv teilgenommen hatte, wog besonders schwer.

Der Richter sonderte etwas Schleim ab und fuhr fort: „Im Reich der Urmünder sehen wir kein Bleiberecht für den Angeklagten und verurteilen ihn zu einem Leben im Reich der Fliegen, Gattung *Drosophila*.“

Willibald taumelte, obwohl er saß. *Drosophila*! Wie tief musste er noch fallen! Fruchtfliege, bevorzugtes gentechnisches Experimentierobjekt der Menschen. Ein paar Tage Lebenszeit, angefüllt mit schmerzhaften Experimenten, um wissenschaftliche Fragen der Art zu klären: Wachsen Ohren auch an Beinen? Und wie viel davon maximal?

Willibald war empört und schockiert in einem. Wurde überhaupt sein Fall verhandelt? Waren das seine Akten, da vorne auf dem Sekretär des Richters? Er erhob das Wort. „Ich bezweifle, dass . . . “ Weiter kam er nicht, der Richter läutete eine Glocke, da packten ihn zwei purpurfarbene Spitzschnecken und schleppten ihn in eine Abschiebezelle. Willibald schrie und tobte. „Ich will den Richter sprechen . . . “ Aber niemand hörte ihn an. „Was zum Kuckuck habe ich falsch gemacht?“, brüllte er und rüttelte an den Gitterstäben seiner Zelle, bis ihm die Kräfte ausgingen. Erschöpft nahm er Platz und seine Tränen flossen wie das Elbwasser im Sommer 2003. Dann deckte er sich mit einem herumliegenden angeknabberten Salatblatt zu und harrte der Dinge.

Ein paar Minuten später leuchtete in seiner Zelle ein grünes Licht, ein Platz bei den *Drosophilen* war frei geworden und für ihn bestimmt. Er wischte die letzten Tränen beiseite und fasste sich. Was hatte er falsch gemacht? Was sollte er jetzt anders machen? Und er überlegte und überlegte, aber ihm fiel keine Antwort ein. Da überlegte er noch einmal — nein da war nichts. Gar nichts, kein Funke einer Idee.